

Feuilleton



Alle Zeichnungen von Peter Handke in Bleistift, Kugelschreiber und Filzstift auf Papier: Jesus bricht das Brot in Emmaus (St. Symphorien/Versailles), 27. März 2017 (links) – Toter Maulwurf, Niemandsbucht (Mitte) – Weiche auf Zugnebenstrecke, Spanien (rechts)



Fotos Galerie Klaus Gerrit Friese, Eric Tschernow

In einer Galerie in Berlin-Charlottenburg sind an den hohen weißen Wänden, zierlich gereiht, 103 Zeichnungen von Peter Handke zu sehen. Sie sind klein, manche nachgerade winzig. Aber jedes einzelne der Bildchen will betrachtet – nicht flüchtig passiert – sein. Gar nicht, weil diese sorgfältig ausgeschnittenen und auf weißes oder helles Papier aufgeklebten Blättchen, die von Schriftfragmenten umspült sind wie Inseln, das fordern würden. Sie sind ganz leise, es geht bloß einfach nicht anders. Jedes für sich entfaltet ein Eigenleben, eine kleine Plötzlichkeit. Sie alle stammen aus den *carnets*, Handkes Notizbüchern. Darf der Betrachter den Dichter dafür haftbar machen? Ja, er darf. Denn Handke selbst hat die Auswahl besorgt.

In „Die Stunde der wahren Empfindung“ lässt Handke 1975 dem Gregor Keuschning, der eigentlich ein Angestellter der österreichischen Botschaft in Paris ist, jäh einen Anblick widerfahren: „Dann hatte er ein Erlebnis – und noch während er es aufnahm, wünschte er, daß er es nie vergessen würde. Im Sand zu seinen Füßen erblickte er drei Dinge: ein Kastanienblatt; ein Stück von einem Taschenspiegel; eine Kinderzopfspange. Sie hatten schon die ganze Zeit so dagelegen, doch auf einmal rückten diese Gegenstände zusammen zu Wunderdingen.“ Die Gegenstände wollen bloß richtig gesehen sein; dafür braucht es keine Theorie der Romantik, es reicht der Anblick.

So ähnlich ist das mit diesen Zeichnungen jetzt. Die „Wunderdinge“ sind da alles Mögliche, bloß „keine künstlichen Geheimnisse mehr“. Es sind Fröschlein aus Handkes heimischer „Niemandsbucht“, oder es ist eine wie aus Kraut herauswachsende Weiche, an einer Zugnebenstrecke in Spanien. Es gibt einen „Toten

Anflüge von Innenwelt

Seit Jahrzehnten hat Peter Handke in seinen Notizbüchern immer wieder gezeichnet. Das war bisher einem größeren Publikum kaum bekannt. Jetzt sind diese kleinen Bilder in Berlin zu betrachten. Es ist ein Erlebnis.

Maulwurf“, herzerreißend mitleiderregend in seinem platten Hingestrecktsein, oder das Gesicht eines Fremden, das als „Mein Bruder Hans“ bezeichnet ist. Da sind „Pilzabdrücke“ oder drei kleine knackig kompakte „Wilde Erdbeeren“. Und „Jesus bricht das Brot in Emmaus (St. Symphorien/Versailles)“ ist eine Zeichnung unterschrieben, datiert auf den 27. März 2017. Sie sieht aus, als brächen da zwei Hände ein Herz.

Ist das jetzt die Entdeckung des Zeichners Peter Handke? Das ginge natürlich schon. Aber Handke braucht wahrhaftig nicht noch das spät verliehene Etikett als Doppelbegabung. Es reicht vollkommen, seinen feinsten Strichen hinterherzuspüren, die er mit seinen Stiften in unterschiedlichen Farben ausführt, auf kleinstem Raum – zwischen den Zeilen, buchstäblich. Auf manche Notate dieser anderen Art mit Blei- oder Filzstift oder Kugelschreiber oder mit allen zusammen wird er einige Zeit verwendet haben, manche sind wie hingeworfen, Spuren einer wahren Empfindung eben, ehe der Augenblick verlischt. Nicht in der Schrift fixiert, sondern im anderen Mittel dieses Meisters der Einbildungskraft – Sprachbild und Abbild. Das Abbild wurde aber zunächst weggelassen von ihm, war nur für ihn selbst, nicht sichtbar für den Leser.

Vielleicht gibt es da aber doch etwas wie eine Urszene: Auf dem Umschlag der Erstausgabe von „Das Gewicht der Welt“, die 1977 im Salzburger Residenz Verlag erschien, ist auf schwarzem Grund ein gelbliches Blatt Papier abgebildet. Offenbar ist es herausgerissen aus einem kleinen Block mit Karomuster, Handkes Handschrift darauf ist rot, und unter dem Textstück ist eine Zeichnung mit demselben Stift zu sehen, sie ist roh. Es sind vier Schlingen, die an zwei Querleisten hängen. Die Zeichnung hat dort etwas Bedrohliches, und mit ihr im Kopf hat die Lektüre von Peter Handkes „Ein Journal (November 1975 – März 1977)“ schon immer begonnen. Die Textpassage vom Umschlag findet sich auf Seite 112 im „Gewicht der Welt“ wieder.

Der Autor hat sie, gegenüber den ursprünglichen Notizen auf dem Titel, leicht modifiziert für den Druck; geblieben ist dabei das Momentum: „Die Empfindung, nur noch ein großes Auge zu haben; so scheint alles in der Angst in eins getrieben, nach außen“ steht im Journal, als Notiz vom 7. April 1976. Und weiter, im nächsten Abschnitt: „In dem Zugabteil, wo Klappbänke an den Wänden sind und sonst nur Stehplätze und wo die großen, dicken Haltegriffe schaukeln, da ist

jetzt mein Platz.“ Die Zeichnung vom Umschlag ist nicht abgedruckt im Innern dieses ersten Tagebuchs. Und sie ist wohl die erste Zeichnung Handkes, die jemals für alle zu sehen war – für alle seine Leser, vor nun vierzig Jahren.

Doch es sind grade die baumelnden Schlaufen, die er dort gezeichnet hatte in seinem frühen Heft, die der tiefgehenden Empfindung eine Dimension hinzufügen, die von der Sprache nicht ganz erfasst werden kann – jedenfalls nicht zur ganzen Zufriedenheit des Dichters. So haben wohl auch die Zeichnungen in der Galerie eine Art geschwisterlicher Beziehungen zur Handschrift um sie herum gepflegt. Und jetzt sind sie freigesetzt. Dass Handke selbst darauf bestanden habe, sagt der Galerist, in der Ankündigung seine „Zeichnungen“ in Anführungszeichen zu setzen, ist ein wenig Koketterie – und schöne Selbstironie.

Vier Jahrzehnte nach dem „Gewicht der Welt“ erschien im österreichischen Verlag Jung und Jung 2016 das Journal „Vor der Baumschattenwand nachts“. In diesen „Zeichen und Anflügen von der Peripherie 2007 – 2015“ nun sind Zeichnungen Handkes abgedruckt, zum ersten

Mal gewissermaßen vorsätzlich. Sie und noch eine Menge mehr sind jetzt im Original zu sehen. Wie kommen sie dorthin? Der Galerist Klaus Gerrit Friese hatte die Idee, sie zu zeigen, und Handke hat der Präsentation zugestimmt.

Schließlich hat er selbst die Bildchen ausgeschnitten aus seinen Tagebüchern der Jahre 2007 bis 2017 und auf Din-A4-Blätter montiert, manche zudem eigens beschriftet. In diesem Akt des Herausschneidens der Zeichnungen aus den *carnets* liegt schon eine Pointe, die recht gut zum frühen, dem aufsässigen Handke passt. Das hat etwas von sanfter Anarchie. Es ist ein Akt der Zerstörung, der etwas Neues erschafft. Und es heißt im selben Zug, dass dem Dichter die Zeichnungen durchaus mehr bedeuten als schiere Stützen der Erinnerung. Sie sind von ihm selbstgeschaffenes Material, das sich selbstständigen darf. Ob es stimmt, dass er in seine so behandelten Hefte dann Kopien der Vorder- und Rückseiten eingelegt hat, damit der Zusammenhang nicht verloren gehe, sei noch dahingestellt. Aber die Idee ist hübsch.

Peter Handkes Zeichnungen sind nicht verkäuflich. Ihre unbekannten Vorgängerinnen früherer Jahre befinden sich bereits im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, wo seine Notizbücher bis zum Jahr 1990 sicher aufbewahrt sind. Es ist zu wünschen, dass dorthin auch die späteren Aufzeichnungen bis in die Gegenwart kommen – ein wenig beschnitten halt, doch samt diesen Bildchen unbedingt. Das ist ein wirklicher Coup – der Dichter als Zeichner, dem das Galeriepublikum noch ein paar Wochen über die Schulter schauen darf. Und es wird noch in diesem Jahr einen Katalog dazu geben, verspricht der Galerist.

ROSE-MARIA GROPP

Peter Handke „Zeichnungen“. In der Galerie Klaus Gerrit Friese, Berlin; bis zum 2. September.

Der große Einsame

Aus dem intellektuellen Rauhbein wurde ein Kämpfer für ein demokratisches, nichtzynisches China: Zum Tod des Nobelpreisträgers Liu Xiaobo

Der Fall Liu Xiaobo wird – bis hin zu seinem nun unter der Überwachung von Sicherheitskräften eingetretenen Tod – als empfindliche Niederlage der Kommunistischen Partei Chinas in Erinnerung bleiben. Aufs Ganze der Bevölkerung berechnet, dürften in China nur wenige den seit einem Jahrzehnt offiziell totgeschwiegenen Namen des Friedensnobelpreisträgers kennen. Aber die Intellektuellen, die seit den achtziger Jahren an den Debatten ihres Landes Anteil nehmen, wissen über den höchst individuellen, radikal friedfertigen Humanismus Bescheid, den Liu der jüngsten chinesischen Geschichte und seinem eigenen Temperament abgerungen hat und dem gegenüber sich der Machtzynismus des ihn verfolgenden Staats umso mickriger ausnimmt.

In der Gerichtsverhandlung, in der man ihn im Dezember 2009 schließlich wegen „Anstiftung zur Untergrabung der Staatsgewalt“ zu elf Jahren Haft verurteilte, ging Liu mit seinem Plädoyer gegen eine „Psychologie des Hasses“ so weit, dass er den gesellschaftlichen Fortschritt Chinas in den letzten Jahrzehnten dem Fortschritt der Gefängnisse ablas, die er seit 1989 von innen sehen musste. Der gegenwärtigen Gefängnisleitung und insbesondere dem für ihn zuständigen Aufsichtsbeamten bescheinigte er „Respekt und Empathie“.

Viele chinesische Dissidenten übten Kritik an so viel Versöhnungsbereitschaft, doch für Liu war sie nur der folgerichtige geistige Ausdruck seines Eintretens gegen einen abrupten Umsturz und für eine graduelle und friedliche Reform: „Schritt für Schritt, friedlich, geregelt, kontrollierbar und Interaktion zwischen Von-unten-nach-oben und Von-oben-nach-unten sind für mich die Schlüsselbegriffe für politische Reformen in China“, sagte er in einer getrennten Erklärung vor Gericht: „Denn auf diese Weise erzielt man mit den geringsten Kosten den größten Effekt.“

Nicht immer war das intellektuelle Profil dieses Mannes von solcher Konzilianz geprägt. Am 28. Dezember 1955 war er in der nordöstlichen Millionenstadt Changchun zur Welt gekommen. Während der Kulturrevolution teilte er das Schicksal seiner Generation und verbrachte mit seinem „aufs Land verschickten“ Vater drei Jahre in der Inneren Mongolei. Später arbeitete er ein Jahr als Wandmaler in einer Baufirma, bevor er verspätet sein Studium



Liu Xiaobo (1955 bis 2017)

Foto © 2009 Rex Features

Lu Xiaobo

Meine Liebe, es ist Zeit, aufzustehen. Die Brücke in Richtung Abgrund stürzt ein. Wenn du platzst, beiß dich fest an meinem Willen. Zweifel beginnt mit dem Stein des Sisyphos. Glaube fängt an mit dem Hausschlüssel, den du verloren hast. All meine Panik und meinen Hass geb ich dir, dir allein. So kann ich noch einmal, ganz kostbar, meinen Kopf hoch halten bis zur dunkelsten Stunde.

Aus dem Chinesischen von Martin Winter

der Literaturwissenschaft zuerst in Changchun und dann in Peking aufnahm.

Der australische Sinologe Geremie Barmé, der ihn Mitte der achtziger Jahre dort kennenlernte, hat einmal den Eindruck geschildert, den dieser ebenso scharfsinnige wie ungehobelte junge Dozent auf das universitäre Milieu damals machte: Mit seinen stotternd und häufig verletzend vorgebrachten Angriffen auf die nachkulturrevolutionäre Literatur, auf den neuen Konfuzianismus der Gelehrten und auf gutmeinende westliche China-Freunde verdarb er es sich mit den etablierten in- und ausländischen Akademikern gleichermaßen, während er unter den Studenten zu einem Star aufstieg. Sein erklärtes Vorbild war Nietzsche, dessen Wort zum Selberleben im Angesicht unausweichlicher Tragödien er seinen Studenten anempfahl. Die üblichen politischen Streitthemen langweilten ihn dagegen. „Wer sich auf einen trivialen Kampf einlässt, wird selbst trivial“, schrieb er 1983.

Den Wendepunkt markierten für ihn die Studentendemonstrationen auf dem Pekingier Tiananmen-Platz im Frühjahr 1989. Er kehrte eigens von einer Vortragsreise durch Amerika zurück, um daran teilzunehmen, und wurde dort zu einem der wichtigsten intellektuellen Berater. Er ließ seinem Sarkasmus zwar weiter freien Lauf, wenn er sich über wichtigtuerische Reden der Studentenfürher lustig machte; aber zugleich bekannte er, dass er dort zum ersten Mal ein Gefühl von Gemeinschaftlichkeit für sich entdeckt habe.

Dieses Erlebnis machte aus dem rauhebeinigen Nihilisten einen unbedingten Verfechter von Gewaltfreiheit und Vernunft: „Rationalität und Ordnung, Ruhe und Ausgeglichenheit müssen die Regeln unseres Kampfs für Demokratie sein“, schrieb er schon damals: „Ein populistisches Ressentiment gegen den Autoritarismus in China kann uns niemals zur Weisheit führen, nur zu einer anderen Form blinder Ignoranz, denn Hass korrumpiert Weisheit.“

Diese Linie hat er später, nach der blutigen Niederschlagung der Bewegung und nach seinem ersten Gefängnisaufenthalt, weiter ausgezogen. Die Demokratisierung sei kein „großes Spektakel“, schrieb er immer wieder in Aufsätzen, die nur in Hongkong oder im Ausland veröffentlicht werden konnten, sondern ein langwieriger Prozess bei der Anwendung demokratischer

Prozeduren. Es gelte, die in der kommunistischen Kultur tief verankerte „Obsession mit der Revolution“ loszuwerden: „Sich von dem Gift, das der eigenen Seele eingeblößt wurde, zu reinigen, ist ein lebenslang währender Kampf.“ Die Demokratisierung habe es nicht nur mit Institutionen zu tun, sondern auch mit der Überwindung des Zynismus und der Prinzipienlosigkeit, die er in der chinesischen Gesellschaft konstatierte. Er, der sich als großer Einsamer stilisiert hatte, pflegte nun ein Netz verlässlicher Freundschaften, unter anderem mit dem heute in Berlin lebenden Dichter Liao Yiwu. Und seit 1996 war er in zweiter Ehe mit der Lyrikerin Liu Xia verheiratet, über die er seine ungeschütztesten, warmherzigsten Texte geschrieben hat.

Immer wieder wurde er festgenommen. Als er 1995 mit vierzehn weiteren Unterzeichnern einen „Aufruf zum sechsten Jahrestag des 4. Juni“, dem Tag des Pekingier Massakers, veröffentlicht hatte, verbrachte er ein weiteres halbes Jahr im Gefängnis. 1996 kam er, nachdem er „Vorschläge zu einigen wichtigen Fragen unseres Landes“ unterbreitet hatte, für drei Jahre in ein Lager zur „Umerziehung durch Arbeit“. 2008 war er einer der Mitverfasser der „Charta 08“, die eine schrittweise Entwicklung Chinas zu einem demokratischen Rechtsstaat skizzierte. Noch im Dezember desselben Jahres wurde er festgenommen, ein Jahr später verurteilt und zwei Jahre später mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Liu Xiaobo hat anders als andere große Träger des Preises nie ein öffentliches Charisma als Redner ausgezeichnet. Doch ihn deswegen geringer zu schätzen wäre grundverkehrt: Seine historische Bedeutung wird völlig durch die Texte sichtbar, die seine exemplarische Entwicklung, seine so unbeugsame wie großherzige Haltung dokumentieren. „Das Schöne am geschriebenen Wort ist, dass es wie ein Licht der Wahrheit im Dunkeln leuchtet“, hat er einmal in einem Brief an Liao Yiwu bemerkt. Seit seinem ersten Gefängnisaufenthalt verstand er auch den eigenen Zustand äußerlicher Ohnmacht als paradoxe Form der Überwindung staatlicher Macht. Dass diese Macht selbst dann nicht über ihren Schatten springen und seiner Frau und ihm den Willen zur Ausreise lassen mochte, als seine Ohnmacht infolge einer tödlichen Krankheit am größten war, bestätigt ihn auf furchtbare Weise. MARK SIEMONS

Rowohlt-Rotation

Hand aufs Herz: Was fällt Ihnen zu Reinbek ein? Natürlich der Rowohlt Verlag. Seit in der schleswig-holsteinischen Kleinstadt 1960 die berühmten Rotationsmaschinen zu arbeiten begannen und in jedem der damals höchst populären rororo-Taschenbücher (und natürlich auch in den gebundenen Ausgaben von Autoren wie Camus, Sartre, Pynchon, Updike, Auster, Morrison, Jelinek oder Kehlmann) als Publikationsort „Reinbek bei Hamburg“ stand, war diese Adresse eine der bekanntesten in ganz Deutschland und auf jeder imaginären Landkarte der Weltliteratur ebenso Fixpunkt wie in zahllosen Literaturverzeichnissen akademischer Provenienz. Wobei der Zusatz „bei Hamburg“ schon immer ein Problem signalisierte: Er zeugte nicht nur vom Bemühen, neben global bedeutenden Schriftstellern auch ein metropolitanes Umfeld zu bieten, sondern auch vom schlechten Gewissen des Hauses, Hamburg den Rücken gekehrt zu haben. Denn bevor Rowohlt nach Reinbek zog, hatte man in der Hansestadt residiert, und gegründet worden war der Verlag ohnehin dreimal woanders: erst 1908 in Leipzig, dann nach seiner Schließung wieder 1919 in Berlin und 1945 schließlich noch einmal neu in Stuttgart, bevor es von dort nach Hamburg ging. Alle diese Städte hatten große Verlagstraditionen, nicht so Reinbek. Das profilierte sich vielmehr auf diebische Weise: indem es dem nahen Hamburg erst Rowohlt und dann 1965 auch den Carlsen Verlag abspenstig machte – „Gewerbesteuerhebesatz“ hieß dabei das denkbar unliterarische Zauberwort. Doch die Magie niedrigerer Kosten hält nicht ewig: Carlsen zog schon 1989 zurück nach Hamburg, und nun verlässt auch Rowohlt Reinbek, wie man dem dortigen Lokalblatt von gestern entnehmen musste, das nicht einmal aus Reinbek stammt, sondern als „Bergedorfer Zeitung“ firmiert, mithin also selbst aus Hamburg kommt. Das ist das genannte Problem: Eine Metropole lässt fürs Umfeld nichts übrig. Als Suhrkamp aus Frankfurt ins ferne Berlin umzog, blieben der Stadt am Main immerhin noch Imagefaktoren wie Goethe, der Flughafen, das Städel, die Börse, die Europäische Zentralbank oder die Grüne Säule – alles Frankfurter Institutionen, die im Zweifelsfalle größeren Ruhm beanspruchen durften als Suhrkamp. Wie aber steht es um Max Kruse, den S-Bahnhof, das Museum Rade, das Unternehmen Lutz Aufzüge, die Volksbank Stormarn oder die Reinbecker Herbst- und Sommersause? Kann irgendetwas davon mit Rowohlts Ruhm konkurrieren? Kruse als Fußballstar wohl noch am ehesten. Den hätte Hamburg gewiss auch gern. Aber es fände ihn nicht in Reinbek bei Hamburg. apl.

Katzenberge

Droste-Preis für Sabrina Janesch

Die in Münster lebende Sabrina Janesch erhält den Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis für Literatur, den der Landschaftsverband Westfalen-Lippe alle zwei Jahre im Wechsel mit dem Konrad-von-Soest-Preis für Bildende Kunst und dem Hans-Werner-Henze-Preis für Neue Musik vergibt. Die Auszeichnung ist mit 12 800 Euro dotiert. „Sabrina Janesch verfügt über ein originäres und vitales Erzähltalent. Sie hat dieses Talent in unterschiedlichen Genres und Themenbereichen unter Beweis gestellt. Dabei orientiert sie sich nicht an literarischen Trends, sondern geht ihren eigenen Weg“, so die Jury. Ihr Gespür für historische Themen komme vor allem in ihren Romanen „Katzenberge“ (2010) und „Ambra“ (2012) zum Ausdruck, in denen sie den Leser mit weitgehend unbekannten konfliktbelasteten Kapiteln der deutschen-polnischen Geschichte bekanntmacht. Die Preisverleihung an die 1985 in Gifhorn geborene Autorin findet am 29. November im Museum für Westfälische Literatur Haus Nottbeck in Oelde statt. aro.

Viel Gegend

Literaturfest in Niedersachsen

Na, das klingt doch attraktiv: „Bei einer fünfständigen Busfahrt durch Hannover können die Gäste Geschichten von Mördern, Hooligans und der Apokalypse hören.“ So fasst die dpa einen Programmpunkt des Literaturfests Niedersachsen zusammen, das vom 7. bis zum 24. September in Städten und Regionen stattfindet. Das Festival steht unter dem Motto „Raum“. Es möchte Schriftsteller, Künstler, Dramaturgen und Schauspieler an außergewöhnlichen Orten mit literarischen Themen konfrontieren, darunter „Stadt vs. Land“ in Springe, „Unendlichkeit“ in Aurich und „Geheimnisvolle Räume“ in Cuxhaven. Ferner gibt es das Livehörspiel „Die Grube“ im Bergwerk Goslar. Auf www.literaturfest-niedersachsen.de erfährt man auch, dass die Busrundfahrt am 17. September mit den Autoren Markus Orths und Philipp Winkler sowie den Schauspielern Sonja Beißwenger und Ulrich Pleitgen die Sternwarte, die Eilenriede, die Christuskirche und die Fußballakademie von Hannover 96 ansteuert. viel